

## Ausbildung für die Zukunft

### Interview mit Regierungsrat Dr. Lukas Engelberger

Der Bedarf an Fachpersonen im Gesundheitswesen nimmt stetig zu. Regierungsrat Dr. Lukas Engelberger, Vorsteher des Gesundheitsdepartements Basel-Stadt, beantwortet Fragen zur Zukunft der Ausbildung im Gesundheitsbereich. Im Interview mit dem BZG erzählt er über sich, seinen persönlichen Eindruck vom BZG und seine Zukunftswünsche an das BZG.



Regierungsrat Dr. Lukas Engelberger

Foto: © Andi Cortellini, Basel

**BZG:** Herr Dr. Engelberger, wieso sind Sie Gesundheitsdirektor geworden?

**Lukas Engelberger:** Ich bin Jurist und habe vor meiner Wahl in den Regierungsrat neun Jahre in der Pharmaindustrie, also in der Gesundheitswirtschaft, gearbeitet. Seit meiner Wahl im Jahr 2014 bin ich Gesundheitsdirektor und fühle mich wohl in diesem Bereich. Ich interessiere mich sehr für das Gesundheitswesen und finde es ein inspirierendes Umfeld. Hier kann ich mich direkt

für Menschen einsetzen, kann etwas bewirken für das Wohl der Menschen. Es liegt mir auch familiär nahe: Ich bin mit einer Ärztin verheiratet. Meine Frau ist als Hausärztin tätig. Wir haben drei Kinder im Primarschulalter, und auch aus diesem Grund ist mir das Thema Ausbildung, die Zukunft der jungen Menschen, ein grosses Anliegen.

**Warum fühlen Sie sich gerade für den Gesundheitsbereich berufen?**

Mein Grossvater war Zahnarzt und hat mir schon früh eine gewisse Affinität für das Gesundheitswesen mitgegeben. Dass ich Gesundheitsdirektor geworden bin, hat sich dann aber auch ergeben: Das Amt des Gesundheitsdirektors war damals vakant, und es war bereits während dem Wahlkampf klar, dass mir vermutlich dieses Departement zufällt. Ich habe es sehr gerne übernommen.

**Welchen Bezug haben Sie in Ihrer Funktion als Gesundheitsdirektor zum Bildungszentrum Gesundheit Basel-Stadt?**

Das BZG war bis ins Jahr 2005 Teil des Gesundheitsdepartements, das damals noch Sanitätsdepartement hiess. Für mich als Gesundheitsdirektor ist wesentlich, dass die Bildungsinstitution BZG mit ihren Aus- und Weiterbildungen den Bedarf an Gesundheitsfachpersonen für unser Gesundheitswesen sicherstellt. Wir sind zusammen mit den grossen Arbeitgebern im Gesundheitswesen quasi die Besteller und geben als Versorgungsplaner gewissermassen den Rahmen. Die Leistungserbringer und gleichzeitigen Arbeitgeber, also beispielsweise Spitäler und Pflegeheime, helfen, den konkreten Bedarf zu formulieren. Dies ist für uns zentral, um die Gewissheit zu haben, dass das Gesundheitswesen in unserer Region auch in Zukunft auf Fachpersonen in ausreichender Zahl zurückgreifen kann. Diese müssen über das notwendige Wissen und die notwendigen Fähigkeiten verfügen. Nur so kann der stetig wachsende Bedarf im Gesundheitswesen gedeckt werden.

**Haben Sie konkrete Anhaltspunkte, wie stark man sich den wachsenden Bedarf vorstellen muss?**

Man rechnet bis ins Jahr 2025 in praktisch allen medizinischen Berufsgruppen mit einem zweistelligen Wachstum. Allein für den Pflegeberuf gehen Prognosen des Schweizerischen Gesundheitsobservatoriums Obsan von 2016 davon aus, dass bis ins Jahr 2030 65'000 Pflegefachpersonen neu eingestellt werden müssen. Das ist etwa ein Drittel mehr Personal als heute. Eine Rolle spielt dabei sicher die Langzeitpflege in Alters- und Pflegeheimen, wo ein erheblicher zusätzlicher Personalbedarf erwartet wird. Dies aus zwei Gründen: Die Bevölkerung wächst einerseits, und andererseits werden die Menschen älter. Insbesondere die Gruppe der Hochbetagten mit 80 Jahren und älter wächst stark. Es sind diejenigen Menschen, die am meisten Pflegebehandlungen und Betreuung benötigen.

Weiter werden sich zunehmend Tätigkeiten vom ärztlichen ins nicht ärztliche Berufsbild verschieben. Die interdisziplinäre Zusammenarbeit muss sich deshalb noch mehr entwickeln. Auch, weil Ärztinnen und Ärzte enorm belastet sind und diese Profession kostenmässig die teuerste ist. Wir haben also mehrere Faktoren, die dazu beitragen, dass es in den Gesundheitsberufen einen noch grösseren Bedarf geben wird.

**Diese Entwicklung ist ja in allen westlichen Industrienationen zu beobachten und betrifft alle hoch entwickelten Länder in Mittel- und Westeuropa. Was ist nun das Besondere in der Schweiz?**

Genau, es ist nicht nur eine für die Schweiz typische Entwicklung. In der Schweiz sind wir in einer vergleichsweise guten Position. Wir sind für Fachkräfte aus unseren Nachbarländern attraktiv. Gleichzeitig sind wir aber auch auf diese angewiesen. Ich erachte es als wichtig, dass wir weiterhin und vermehrt eigene Aus- und Weiterbildungsleistungen erbringen. Es ist nicht fair, wenn sich die Berufspersonen in grosser Zahl von Land zu Land bewegen – meistens westwärts. Deshalb ist es unvermeidlich, dass wir in Zukunft noch mehr Aus- und Weiterbildungen anbieten. Dabei sollten innovative und interdisziplinäre Versorgungsmodelle entwickelt werden.

**Wie sieht das ideale Versorgungsmodell aus?**

Die integrierten Versorgungsmodelle bedingen eine verstärkte Zusammenarbeit unter allen beteiligten Fachpersonen. Die Interprofessionalität im Gesundheitswesen ist eines der grossen Themen. Wir haben vor Kurzem an der Gesundheitsdirektorenkonferenz das 100-Jahr-Jubiläum gefeiert und als inhaltlichen Beitrag einen «Leitfaden für integrierte Versorgung» publiziert. Jetzt sind wir dabei, das Thema auch im Kanton Basel-Stadt stärker zu gewichten. Die integrierte Versorgung ist darauf angewiesen, dass sich die verschiedenen Berufsfelder enger miteinander verknüpfen. Das bedingt, dass sie sich zuerst einmal gut verstehen. Dass sie wissen, wer was macht und wer was kann, wo die Grenzen und wo die sinnvollen Übergänge sind. Für Patientinnen und Patienten soll so über mehrere Jahre eine kontinuierliche Behandlung und Pflege gewährleistet werden. Dafür müssen wir auch Hürden überwinden. Beispielsweise erlebt man heute zum Teil noch, dass die Berufsleute aus Physiotherapie, Ärzteschaft und Spitex gar nicht richtig miteinander gesprochen haben, dass sie nicht vom Gleichen sprechen oder nicht die gleichen Informationen haben. Da besteht noch viel Potenzial, gerade auch mit Blick auf die Kosten, die unnötigerweise ausgelöst werden. Die Inter-

professionalität, das gegenseitige Verständnis und die verstärkte Zusammenarbeit sind also gefordert.

**Sie haben das Stichwort «integrierte Versorgung» genannt. Können Sie erklären, wie sich diese für Betroffene anfühlt?**

Ein Beispiel: Wenn Sie an schwerem Rheuma leiden und zu Hause Pflege benötigen, dann sind Sie darauf angewiesen, dass Ihr Arzt, Ihre Ärztin, Physiotherapeuten und Spitex vom Gleichen sprechen, sich absprechen und die Behandlung und Pflege koordinieren. Auch über längere Zeit und mit Kostengutsprache seitens der Krankenkasse oder des Finanzierers. Zudem soll die Versicherung nicht doppelt und dreifach belastet werden, weil Sie nebst Hausarzt und den betreuenden Spezialisten eventuell noch unkoordiniert Zweit- und Drittmeinungen bei anderen Fachärztinnen einholen. Das bedingt aber, dass man die Gesundheitsdaten miteinander abgleichen kann, natürlich immer mit Ihrem Einverständnis. Das kommende elektronische Patientendossier wird diese Prozesse künftig vereinfachen und sicherstellen können. Wenn alles planmässig läuft, können wir in Basel im Frühjahr 2020 damit starten. Mit dem elektronischen Patientendossier haben Sie Ihre wichtigsten Dokumente zu Ihrer Gesundheit stets zur richtigen Zeit am richtigen Ort. Sie entscheiden, welche Daten ins elektronische Patientendossier reinkommen, wer Zugriff hat, was mit Ihren Daten geschieht. Alle Gesundheitsfachpersonen können so gemeinsam und effizienter zur Verbesserung der Behandlung der Patientinnen und Patienten beitragen. Einen weiteren Vorteil bringt das elektronische Patientendossier, wenn Sie ins Spital gehen müssen, beispielsweise weil Sie gestürzt sind. Dann sind Sie darauf angewiesen, dass das Spital Ihre Daten rasch abrufen kann und nicht x-mal bei Ihnen erfragen muss. Vielleicht sind Sie auch unter Schock nach dem Unfall, bei dem Sie sich das Bein gebrochen haben. Das Spital kann dann in den Daten sehen, dass da jemand ist, der ohnehin schon schweres Rheuma hat, der auch schon zu Hause Pflege benötigt und welche Medikamente bereits verordnet sind. Dies führt dann insgesamt zu einer Verbesserung mittels integrierter Versorgung.

**Wie wirkt das BZG auf Sie? Sie haben vor unserem Interview zusammen mit unserer Direktorin, Bernadette Oberholzer, einen Rundgang durch unsere Schule gemacht.**

Ich erlebe das BZG als sehr präsent und sehr aktiv. Eine moderne Institution in einem modernen Berufsumfeld. Erstaunlich ist, wie das BZG räumlich aus einer Industrieanlage eine Bildungslandschaft gemacht hat! Auf mei-

nem Rundgang wirkte das BZG auf mich sehr nahe am Alltag der Gesundheitseinrichtungen, beispielsweise der Spitäler, oder auch der Laboratorien. Die Einrichtung der Schulzimmer, Flure und Praxisräume kommt frisch und freundlich daher.

**Haben Sie für das BZG einen Wunsch für die Zukunft?**

Ich habe gehört, dass bauliche Veränderungen und eine Übergangszeit in einem anderen Gebäude bevorstehen. Im Gesundheitsdepartement haben wir dies soeben hinter uns. Wir haben im August unseren neuen Hauptstandort an der Malzgasse bezogen, an dem verschiedene Funktionen zusammengebracht werden. Das ist sehr wertvoll. Solche Veränderungen und bauliche Modernisierungen sind eine Chance, bei der man sich ein Stück weit neu erfinden und präsentieren kann. Ich bin zuversichtlich, dass dies auch dem BZG gelingt.

**Wo soll denn die Reise für das BZG hingehen?**

Insgesamt ist es wichtig, dass sich das BZG als bedeutende Berufsbildungsinstitution im Gesundheitswesen positiv entwickeln kann. Ich bin überzeugt, dass das BZG dazu die Kompetenz hat. Junge Menschen, die hier studieren, werden erfolgreich sein und Karriere machen können. So wünsche ich dem BZG dann auch, dass es seine Studiengänge und die Berufsbilder im Sinne aktueller medizinisch-technischer Entwicklungen steuern kann. Die Digitalisierung und der technische Fortschritt verlaufen sehr schnell. Immer mehr Abläufe werden automatisiert. Und die Technik wird künftig beispielsweise denjenigen, die mit der Bildgebung oder im Labor arbeiten, noch mehr Unterstützung bieten. Da es aber auch anspruchsvoller wird, diese Technik zu bedienen und richtig auszuwerten, werden sich wahrscheinlich gewisse Schwerpunkte in der Ausbildung und im Berufsbild verändern. Das erscheint mir elementar, weil neue Fähigkeiten für die zahlreichen Betriebe zur Verfügung stehen müssen. Da das BZG hier bereits ein optimales Modell mit in der Praxis tätigen Dozierenden pflegt, wird es bei diesen innovativen Entwicklungen Schritt halten können.

**Herzlichen Dank für Ihre Einschätzung und die Zukunftswünsche. Danke für das Gespräch.**

